

Sie wollen mehr



Moskaus neue Aufsteiger sind Aussteiger



text Irene Hanappi bild Anatoly Syagin

Der Professor
demonstriert,
die Ökonomin
verwirklicht
sich selbst und
Moskaus erster
Millionär hat
weder Bargeld,
Schecks noch
Kreditkarte



*Der Rubelmillionär in Pose vor dem internationalen Handelszentrum.
Bild links oben: Die erste sowjetische Managementschule ist in einem Gebäude aus der Zarenzeit untergebracht.
Bild links: Wie eh und je: Pilgerscharen vor dem Lenin-Mausoleum*

„Der Luxus, den junge Großstadtprofis sich heute leisten, ist mit Rubel nicht aufzuwiegen. Materielle Statussymbole zählen weniger als die Symbole der neuen Freiheit: Ideelle Privilegien, die sich in Geld nicht ausdrücken lassen.“

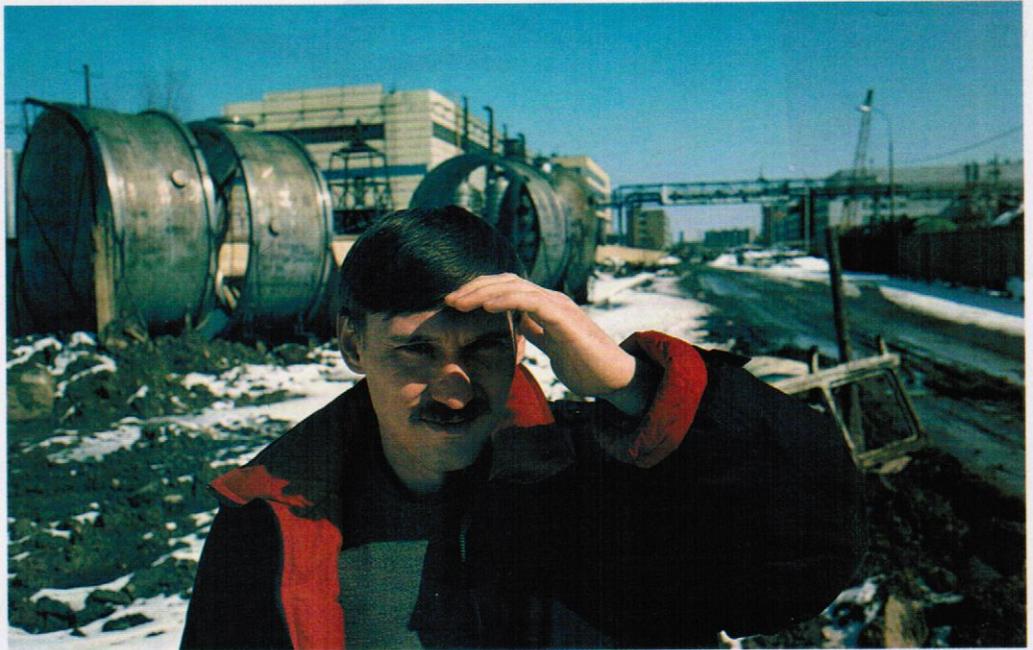


Bild oben: Arkadij Muraschtschow, der frischgewählte Abgeordnete tritt vehement für das Mehrparteiensystem ein.

Bild mitte: Auch ein Professor für Marxismus-Leninismus muß in Form bleiben – Igor Tschubais beim allmorgendlichen Jogging durch den Gorki-Park.

Bild unten: Im Hauptquartier des Millionärs – Interesse für das Visa-Magazin.

Die Stadt ohne Leuchtreklamen zeigt sich von ihrer schönsten Seite: ganz in weiß. Wie rote und blaue Tulpen auf unberührter Schneefläche stehen die Lichtsignale am Rande der Landebahn. Um drei Uhr nachts.

Am nächsten Morgen ist die Pracht vorbei. Über achtspurige Straßen wälzt sich der Verkehr und mit ihm eine braune Lava. Lastwagen vor allem, die nur das rote Licht an den wenigen Fußgängerübergängen in regelmäßigen Abständen zum Anhalten zwingt. Die monumentalen Boulevards erscheinen riesig wie Ozeane, die niemand allein zu überqueren wagt. Als Fußgänger wird man vom Strom mitgerissen, fortgespült und immer dort, wo sich ein U-Bahn-Schacht auftut, weggeschwemmt.

Meine Freundin Irina zitiert Marx: „Die freie Entwicklung eines jeden einzelnen ist die Vorbedingung für die freie Entwicklung aller.“

Selbstverwirklichung, bislang kein Thema in Moskau, gerät jetzt plötzlich zum Experiment mit ungewissem Ausgang. Irina, die Nationalökonomin, vor zwei Jahren noch aktiv an der Wirtschaftsreform beteiligt, verläßt ihre vorgezeichnete Bahn und begibt sich mit 35 Jahren im allgemeinen Aufbruch auf Selbstfindung.

„Vor 1985 waren die Menschen wie Soldaten: Sie gehorchten stumm, gewohnt, als Zeichen der Zustimmung immer nur die Hand zu heben.“ So Igor Tschubais, Professor für Marxismus-Leninismus an einer Theaterschule. „Wozu auch für den Frieden eintreten, wenn die Kräfte des Friedens ohnedies siegen?“ erklärt er die seltsame Logik vergangener Jahre. Heute ist der 42jährige politisch aktiv. Er geht auf die Straße, sammelt Unterschriften und beteiligt sich an der Entstehung informeller, politischer Clubs. Igor Tschubais fehlt bei keinem Meeting im Gorki-Park.

Zwischen der Aussteigerin und dem zu neuem Leben erwachten Theoretiker spannt sich der Bogen all derer, die nicht länger warten wollen. „Das Land ist wie ein Bettler, der auf Goldbarren steht und es nicht merkt“, dieser Satz wurde zu einem gängigen Vergleich in Moskau.

Früher gehörten Eigeninitiative und originelles Denken nicht zu den Eigenschaften der sozialen Gipfelstürmer auf dem Weg nach oben. Die „Jeunesse dorée“ vergangener Jahre waren die Nomenklaturakinder, die am Institut für internationale Beziehungen studierten. Ihnen stand eine Karriere bevor, die Kontakte zum Ausland nicht ausschloß. Durch angepaßtes Verhalten und Papas Zutun erreichten sie fast alles. Zumindest ein T-Shirt von Armani und Jeans von Levis waren ihnen sicher. Kommt jetzt auch anderer Nachwuchs zum Zug? Vielleicht Arkadij Muraschtschow.

Mit seinen 32 Jahren ist der hochqualifizierte Physiker einer der jüngsten Abgeordneten im Obersten Sowjet, dem Parlament der Sowjetunion. Von den vier Kandidaten seines Wahlkreises wurde er mit 54 Prozent der Stimmen gleich im ersten Durchgang gewählt. Seine Popularität war über Nacht verbrieft. Bisher gelang es höchstens Theaterleuten, so schnell berühmt zu werden. Doch Muraschtschow ist kein Schauspieler. Das Gestenvokabular des Politikers — über alle Schüchternheit hinaus be-

müht er sich um langanhaltende Blickkontakte — beherrscht er intuitiv. Auch ohne Rhetorikseminar weiß er zu überzeugen, wenn er in Fabrikhallen über die Versorgungslage, die ökologische Frage oder über das Mehrparteiensystem referiert.

In der Fabrik, in der er bereits seit zehn Jahren — zuerst als Ingenieur, dann als leitender Ingenieur und zuletzt als Wissenschaftler — tätig ist, kennen ihn alle. Da werden Hände geschüttelt und Schultern geklopft.

Muraschtschow schnappt seine riesige rote Thermosflasche mit dem Folkloremotiv und steigt in das Auto seines Freundes, das ihn nach Hause bringt.

Nein, eigenes Auto besitzt er keines. „Soll ich Ihnen sagen, was wir sonst noch alles nicht haben?“, fragt seine Frau mit einem fröhlichen Lachen.

Keine Spur von Zynismus ist da dabei, die mollige Blonde im türkisen Pullover denkt nicht daran, sich zu beschweren. Sie strahlt. Im Sommer will das Ehepaar nach Jugoslawien fahren, inzwischen wünscht sie sich nur, ihren Mann öfters zu sehen. Er hat gerade Teewasser aufgestellt und zerteilt einen flachen Biskuitkuchen mit blaßrosa Cremebelag: Dieses Produkt stammt aus derselben Kooperative, die auch den offiziellen Kuchen für George Bush geliefert hat.

Die Rückfahrt ins Stadtzentrum legen wir in einem Ambulanzwagen zurück. Nicht, daß uns etwas zugestoßen wäre, wir nutzen bloß den informellen Taxidienst, der die acht Millionen Bewohner Moskaus zusätzlich zu Metro, Bus und Trolleybus versorgt. Den Schlaglöchern ausweichend, rumpelt der Wagen über eine Chaussée: Am Horizont rauchende Fabrikschlote, schwebende Kräne und drei Meileröfen eines kalorischen Kraftwerks. Frauen in wattierten Jacken, die Hosen in die Stiefel gesteckt, die Ohrenklappen ihrer Mützen heruntergebunden, streichen das Wartehäuschen einer Bushaltestelle. Wohlbekannte Bilder aus dem „Ersten Arbeiter- und Bauernstaat“.



Bild oben: Termin mit dem Photographen – der sowjetische Großverdiener rüstet sich für den Wahlkampf.

Bild unten: „Ich bin ein Millionär, doch ich habe kein Geld.“

Als rote Farbtupfer vor grauem Hintergrund erscheinen lediglich die in Wasserkübeln gelagerten Nelkenbouquets an den U-Bahnstationen und Straßenecken. Wie alles Neue stammen auch sie aus einer Kooperative. Was dort erzeugt oder angeboten wird, hat den Ruf, einfach besser zu sein und das zu beinhalten, was man bei uns Service nennt. Ob Arzt, Restaurant oder Installationsbetrieb, Rechtsberater oder Schneider, die Arbeit wird schneller und zuverlässiger erledigt. Sie kostet aber auch mehr.

Daß so mancher Clevere auf diese Weise schnell zu Geld kommen würde, war wahrscheinlich nicht eingeplant, als vor zwei Jahren die privaten Kooperativen und mit ihnen die freie Marktwirtschaft in kleinen Dosen eingeführt wurde.

„Ich bin Millionär“, bekannte sich ohne falschen Stolz Artjom Tarassow, Leiter der Kooperative „Technika“, in der Redaktion der Zeitung „Moskowskije Nowosti“ zu seinem Reichtum, noch bevor der Fehdehandschuh nach ihm geworfen werden konnte. Mit 39

Jahren hat Tarassow alle akademischen Hürden genommen und erfolgreich absolviert, was in der Sowjetunion Rang und Namen hat, vom angesehenen Baumannstitut bis hin zur neugegründeten Managerschule am Plechanow-Institut. Mit 29 Patenten – wovon allerdings erst drei in die Praxis umgesetzt wurden – bewies er seine Innovationsfreudigkeit, sein Pioniergeist ist bereits polarkreiserprobt. Nur im westlichen Ausland ist Tarassow bisher noch nie gewesen.

Bis September 1987 arbeitete der Aufsteiger an einem Institut für Molekularbiologie, dann gründete er die Kooperative „Technika“. Diesen entscheidenden Coup landete er ganz ohne Bargeld und auch ohne Kredite. Die Idee: Auf sowjetischen Fabriksgeländen verrottende Metallberge entsorgen, abtransportieren und an den Westen verkaufen. Als Bezahlung vereinbarte man nicht Devisen, sondern technische Geräte, insbesondere Computer. Auf diesem Wege wurden hochwertige Rechner im Wert von zehn Milliarden US-Dollar in die Sowjetunion eingeführt. Eine Pioniertat, da noch dazu die von der Kooperative selbstentwickelte Software gleich mitgeliefert wurde. Als Abnehmer kamen fast alle staatlichen Stellen des Landes in Frage.

Die Reaktionen waren unterschiedlich: Entrüstung über die vielen Rubel einerseits und Gratulationen zu so viel Unternehmergeist andererseits. Westliche Korrespondenten versuchten Tarassow zu erreichen, das sowjetische Fernsehen lud ihn zu einer Talk-Show. Alles drehte sich nur mehr um ihn, den Millionär. Trotzdem waren Assoziationen mit einem vor dem Hotel „National“ geparkten knallroten Porsche falsch. Der sowjetische Großverdiener lebt wie eh und je mit seiner 93jährigen Großmutter in einer Zweizimmerwohnung. Sein Auto ist vielleicht ein bißchen größer als das der Durchschnittsbürger, auch besitzt er zwei Wintermäntel statt einem. Aber sonst? Nicht einmal für ein Eheleben hat er bisher Zeit gefunden.



„Ich bin ein Millionär ohne Geld, ohne Scheckheft und ohne Kreditkarte. Die Bank händigt mir mein Geld nicht aus“, erklärt Artjom Tarassow seinen Fall. „Sofern mir die Bank überhaupt Bargeld gibt, transportiere ich es im Koffer. Daraus entstehen natürlich Schwierigkeiten. Gerade erst haben wir Strafe gezahlt, weil wir unseren französischen Geschäftspartnern statt der vereinbarten 20.000 Tonnen Kunstdünger nur 5.000 geliefert haben. Die restlichen 15.000 Tonnen konnten nicht verschifft werden, weil wir das Geld für den Transport nicht hatten.“

Noch ist Geld nicht die selbstverständlichste Sache der Welt. Nicht in der Sowjetunion. Die neuen Reichen werden scheinbar angesehen und leben gefährlich. Der Staat droht mit Schikanen, dreiste Verbrecherbanden fordern Schutzgelder. Stellt man sich taub, wird die vermeintliche Goldgrube in die Luft gejagt, so geschehen mit dem Kooperative-Café im Gorki Park.

Mit Geld ist auch noch nichts anzufangen: Das Warenangebot ist nach wie vor triste. Restaurants und Cafés sind gerade erst im Entstehen, Kinos und Theater kosten nicht viel, doch Schlange stehen muß man, auch wenn man noch so viele Rubel vorzuweisen hat.

Und schließlich: Noch hat Geld in der Sowjetunion keinen wirklichen Wert. Der Luxus, den junge Großstadtprofis sich heute leisten, ist mit Geld nicht aufzuwiegen. Materielle Statussymbole zählen weniger als die Symbole der neuen Freiheit: Ideelle Privilegien, die sich nicht in Geld ausdrücken lassen.

Marina Kartys zum Beispiel,

die 32jährige Starjournalistin, arbeitet für das populäre Magazin „Ogonjok“. Obwohl die auflagenstarke Wochenzeitschrift zur Parteipresse zu zählen ist, scheut sich Marina Kartys nicht vor heißen Themen: Sie portraitiert eine Frau, die sich weigert, zu arbeiten und ihre Kinder nicht zur Schule schickt, sie interviewt Zollbeamte vom Flughafen zum Thema „verbotene Literatur“ und will über die Fahndungsmodalitäten genau Bescheid wissen.

Zum Termin mit dem jungen Abgeordneten erscheint sie ohne eine Minute Verspätung, schließt ihr Sony-Gerät an der Steckdose über dem Herd an, um Batterien zu sparen und gesteht ihrem Visavis keine Ausflüchte zu, Frage-Antwort-Frage: „Was halten Sie von einer Organisation wie Pamjat? Sind Sie religiös? Welche Lösung sehen Sie in der Nationalitätenfrage? Was denken Sie darüber, daß junge Afghanistan-Heimkehrer unsere Kinder in Staatsbürgerschaftskunde unterrichten?“

Marina Kartys' Gesicht ist sorgfältig geschminkt. Das lange Blondhaar, die fernöstlichen Silberringe an ihren Fingern machen sie in der Küche des Abgeordneten zur Exotin. Zwei Ehen hat sie hinter sich, jetzt lebt sie mit ihrem Kind allein. Von ihrer Mutter, einer Universitätsprofessorin, für die wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, hat sie mehrere Studien absolviert, bevor sie im Zuge der Perestrojka Journalistin wurde. Ihre Themen sind ein schwerer Prüfstein für das Glasnostverständnis der Chefredakteure. Passieren ihre Texte die Zensur nicht, entfällt das Honorar. Das sei zwar bitter, bemerkt sie, aber Kompromisse würden ihr nicht liegen.

Doch die bekannte Journalistin verstrahlt nichts vom optimistischen Flair westlicher Aufsteiger. Um sich selbst mache sie sich keine Sorgen, dafür aber um ihr Land. Als sie bei der U-Bahnstation „Oktjabskaja“ aus dem Taxi steigt, dreht sie sich noch einmal um und winkt. Bald ist sie nur mehr ein Farbfleck in der Menge.



Bild oben: Kompromisse liegen ihr nicht – Marina Kartys, die Starjournalistin von „Ogonjok“.

Bild unten: „Kinos und Theater kosten nicht viel“, auch Telephonieren gehört zu den billigen Vergnügungen der Hauptstadt.